



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Teufelssagen aus Wien und Prag.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

einstimmt. Sobald sich dann der gehörige Umfang zusammenfindet, wird eine neue Lieferung des *Musenalmanachs* herausgegeben, und die Dichter, deren Beiträge man aufgenommen hat, werden dafür honorirt. So würde allen Theilen geholfen und den Journalen würde das Geschäft der summarischen Justiz erspart, das weder für sie, noch für das Publicum, noch für die Autoren ein erfreuliches ist.

### Teufelsfagen aus Wien und Prag.

Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört.  
 Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!  
 Das Teufelspact es fragt nach keiner Regel.  
 Wir sind so klug und dennoch spukts in Teigel.  
 Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,  
 Und nie wirds rein, das ist doch unerhört!

So läßt schon Goethe den *Protophantasmisten* auf dem *Blockberge* ausrufen, und doch ist bis heute der Wahn noch nicht hinausgekehrt. Für einen großen Theil des Volkes, im engern Sinne, namentlich in katholischen Ländern, ist der Teufel noch immer persönlich da; der Glaube an ihn und seine Macht, oder vielmehr die Furcht vor beiden, ist dort ein Hauptelement der Religiosität, und wer in gewissen Kreisen seinen Zweifel laut werden läßt, der gilt für einen gottlosen Lasterer, dem gibt man zu verstehen, daß sich ihm der Teufel schon einmal auf unliebame Weise bemerklich machen werde. Im katholischen Deutschland wird der Teufelsglaube genährt und unterstützt durch zahlreiche Denkmale, an welche sich bestimmte Sagen knüpfen. Gewöhnlich werden diese Ueberlieferungen ohne jede historische Unterlage mitgetheilt, zuweilen aber sind sie mit bekannten geschichtlichen Personen und Ereignissen in Verbindung gebracht, in einzelnen Fällen findet sich sogar eine genaue Zeitangabe hinzugefügt. Daß solche Sagen mit allen Specialitäten sich im Volke lediglich durch mündliche Tradition so lange festgehalten und fortgepflanzt haben, zeugt für das lebhafteste Interesse, welches sie ihm erregen, und es wäre nicht uninteressant, zu untersuchen, wie viel Antheil dabei das dem Volke inwohnende sittliche Gefühl hat, welches Befriedigung empfindet, wenn es den Lasterhaften der gebührenden Strafe verfallen, dagegen den Frommen und Tugendhaften selbst den Schlingen des mächtigsten Versuchers entgehen sieht; wie viel ferner auf Rechnung jenes Vergnügens zu schreiben ist, welches das Schaurige, Entsetzliche, Gewaltthätige bei jedem Menschen hervorbringt, und jenes Behagens an dem, was Schiller „zweckmäßige Bosheit“ nennt, wie viel endlich überhaupt der unbezwingliche Märchenhang in der menschlichen Natur an diesem Interesse theilhaftig ist, jene kindliche Seite im Gemüth des

Volkcs, die durch bloße Phantastiegemälde so angenehm berührt wird, und um so freudiger erbebt, je mehr diese mit dem natürlichen und regelmäßigen Gang der Dinge im Widerspruch stehen.

Einzelne spätere Schriftsteller haben es sich angelegen sein lassen, Teufelsagen zu erfinden. Solche nur aus der Phantasie ihres Autors hervorgegangene, nirgend mit der Wirklichkeit verknüpfte Productionen können natürlich kein anderes als ein rein literarisches Interesse beanspruchen; wogegen die im Volke selbst lebenden und durch vorhandene Denkmäler gewissermaßen belegten Teufelsagen zu vielseitigen Betrachtungen und Rückschlüssen in religiöser, culturgeschichtlicher, moralischer, philosophischer und selbst rein historischer Beziehung Anlaß geben. Das Sammeln und Aufzeichnen dieser letzteren — die, so lange sie nur im Munde des Volkes existiren, doch mehr oder weniger der Gefahr des Verlorengehens ausgesetzt sind, — ist daher vielfach wünschenswerth.

Die nachstehend mitgetheilten wiener Teufelsagen beruhen sämmtlich auf noch vorhandenen Monumenten und sind fast alle nach mündlicher Ueberlieferung niedergeschrieben. Nur zwei von ihnen hat Vogl bereits zu hübschen Gedichten benutzt\*). Wir beginnen mit der von der Sage umschwebten Stephanskirche, einem der ältesten wiener Baudenkmäler.

Wer den althehrwürdigen Bau der Domkirche zu Sanct Stephan betrachtet, dem fallen sogleich vier Thürme ins Auge, von denen die beiden kleineren, nach Westen gelegenen, die Heidenthürme heißen. An der entgegengesetzten Seite, auf den Vorsprüngen des Grundkreuzes, erheben sich zwei andere Thürme, deren einer fast 74 Klafter hoch emporragt, und als eines der vollendetsten Bauwerke gilt, welche aus alter Zeit auf uns gekommen sind. Durch volle 74 Jahre wurde unter der Leitung von fünf geschickten Baumeistern, Wenzla, Georg Hauser, Peter Brachawitz, Hans Buchsbaum und Anton Pilgram, daran gearbeitet, und die Kosten waren für die damalige Zeit so ungeheuer, daß eine alte Chronik, nachdem erst 50 Jahre daran gebaut war, berechnete, jeder Stein des Thurmes koste bereit einen Dukaten. Dieser Kostenaufwand und die große Festigkeit des Baues mögen Grund zu dem Volksglauben gewesen sein, daß man den Mörtel mit Wein statt mit Wasser zubereitet habe, ein Glaube, der vielleicht auf der Thatsache beruhte, daß Herzog Friedrich IV. im Jahre 1450, als der Wein ungewöhnlich sauer war und darum den Spottnamen „Reifenbeißer“ erhielt, bei schwerer Abndung bebefahl, den ungenießbaren Wein nach St. Stephan in die Bauhütte zu tragen. Ob ihn dazu nur die Rücksicht auf die Gesundheit seiner Unterthanen bestimmt, oder ob auch er dem Glauben gehuldigt hat, daß Wein dem Mör-

\*) Domsagen von Dr. Joh. Nepomuk Vogl. Wien 1853. J. P. Sollingers Wwe.

tel mehr Stärke und Haltbarkeit gebe, als Wasser, bleibt freilich unentschieden. — Der zweite Thurm an der Ostseite sollte diesem mühsam vollendeten Prachtbau völlig gleich werden. Die Ausführung war dem Meister Buchsbaum übertragen. Aber noch heute steht der Thurm unvollendet da, und im Munde des Volks lebt folgende Sage über den Grund, aus welchem der Ausbau unterblieben ist.

Nachdem Meister Buchsbaum den Grund zu dem zweiten Thurm gelegt hatte, wurde sein Herz von wilder Ehrbegier ergriffen. Er sah, wie ganz Oestreich mit freudigem Stolz auf den bereits vollendeten Hauptthurm blickte und die Namen seiner Bauherrn, Wenzla, Hauser und Brachawitz, mit unsterblichem Ruhm umgab. Er allein wollte einen andern Thurm hinstellen, der jenem gleich sei, er allein wollte vollbringen, was nur der vereinigte langjährige Fleiß jener drei vermocht. Vom Morgenraun bis zum Abend trieb er die Löhner rastlos an, und vermaß sich daheim gegen seine Braut Maria, daß er in kurzer Frist das große Werk vollenden und dann sie, von Lorbeerzweigen umkränzt und hochgeehrt, in seinem eignen Bau zum Altar führen wolle. Wie sehr er sich aber auch das Werk zu fördern mühte, so gebieh der Bau doch nur langsam; und es schien fast, als sei die Arbeit geseit. Je ungeduldiger er vorwärts drängte, desto unmerklicher rückte der Bau vor, und wenn er ihn am frühen Morgen in Augenschein nahm, schien es ihm fast, als sei er über Nacht eingeschrumpft. Ost stand der Meister noch spät auf dem Stephansfriedhof sinnend da und blickte voll Neid auf den fertigen Prachtkoloss der todtten Meister, der so stolz in die Nacht hineinragte, und als er bei einer solchen Gelegenheit sich der Sage erinnerte, daß dem Erbauer des Kirchenschiffes, Meister Volkhner, Gott selbst einen Engel gesendet habe, der in Gestalt eines Gefellen am Bau so rüstig mit geholfen, daß in wenigen Jahren die Kirche mit den beiden Vorderthürmen vollendet dastand — während er selbst für sein mühevolltes Streben vielleicht nur Spott und Hohn zu erwarten habe, da rief er verzweifelt in die Nacht hinein: „Und will mir kein Engel Gottes beistehen, so möge mir die Hölle helfen und mein Werk zu Ende führen!“ — Kaum hatte Buchsbaum das Wort gesprochen, so geschah ein heftiger Blitz und Donnerschlag, und neben ihm stand ein Junker in schwarzem Kollet mit goldgesticktem Mantel, von dessen spitzem Hut die Hahnenfeder über das bleiche, rothbärtige Gesicht herabnickte. Der sprach: „Meister, was geberdet ihr euch so ungeduldig und habt doch nur ein Wort zu sprechen, um viel bessere Hilfe zu erlangen, als sie dem alten Volkhner wurde. Euer Thurm soll sich noch viel stolzer und schöner erheben, als dieser hier, um den ihr die todtten Meister beneidet, wenn ihr mir die eine Bedingung erfüllen wollt, daß ihr auf euerm Bau niemals den Namen der Frau aussprecht, welche ihr die gebenedeite Jungfrau nennt.“ — Da loberte in Buchsbaums Brust das

heißer Verlangen nach Ehre empor, und gierig rief er aus: „Wohlan, es sei!“ — „So will ich euch denn helfen“, sprach der Junker, und um unsern Bund fest zu machen, schlaget ein!“ — Als aber der Meister die Hand hinreichte, da gellte ein lauter Klage-ton durch die Nacht, aus den Gräbern stöhnte es empor, an der Friedhofsmauer wimmerte es, so daß Buchsbaum, von innerem Grauen gepackt, überall herumstarrte und einen kalten Schauer über sich hinlaufen fühlte. Da plötzlich dröhnte es „Eins! vom Glockenthurm herab; der Meister fuhr zusammen und sah sich nach dem Fremden um. Der aber war verschwunden, und er stand allein auf dem einsamen, stillen Friedhof. — Am andern Morgen war Meister Buchsbaum, wie gewöhnlich, der erste auf dem Bauplatz; während er aber mit Nichtmaß und Senkblei eifrig arbeitete, waren seine Gedanken nur bei dem nächtlichen Fremdling und dessen Versprechen; die Gesellen wies er barsch zurecht, und diesen fiel es auf, daß er nicht mehr, wie sonst, auf den frommen Gesang in der Kirche horchte, noch beim Sanctuskläuten niederkniete, um sich zu bekreuzigen. — Und wirklich schritt von dem Tag an der Bau in auffallender Weise vorwärts; wie durch Zauberhand erhoben sich Pfeiler und Bogen; der Thurm stieg immer höher auf seinen Grundvesten empor, und während ihm sonst schlecht verhehltes Mißtrauen und stumme Geringschätzung auf seinem Wege begegnete, schallte ihm jetzt von allen Seiten lautes Lob entgegen. Freilich schüttelten manche bedenklich das Haupt und konnten sich bei dem plötzlichen Aufschwung des Baues eines geheimen Grauens nicht erwehren; Buchsbaum aber lobte in seinem Innern den rüstigen Helfer, der so getreulich sein Wort hielt, und sah schon im Geiste den Thurm sich bis in die Wolken erheben und auf der äußersten Spitze in der Windfahne seinen Namen glänzen. Der Bau ragte bereits über das Dach der Kirche empor, und Meister Buchsbaum stand an einem Sonntagmorgen auf dem hohen Gerüst, eifrig ausmessend, wie er Balken an Balken zu fügen habe, um immer neue Gerüste darauf zu setzen, während er gleichzeitig in dem Vorgefühl seines künftigen Ruhmes schwelgte, — da tönte von dem nahen Thurme die Glocke, welche die Gläubigen zum Hochamt herbeirief. Unten auf dem Stephansplatz strömten zahlreiche Fromme herbei, um der heiligen Ladung Folge zu leisten; und wie Buchsbaum unwillkürlich hinabschaute, sieht er eine weißgekleidete Jungfrau, mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, herankommen, deren schwarzes, grün durchflochtenes Haar seinen Blick fesselt. Endlich — es ist keine Täuschung — erkennt er seine Braut, und in frohem Schreck ruft er: „Maria!“ — Weh! da weicht das Gerüst unter seinen Füßen, und wie vom Sturmwind erfaßt, sausen Balken und Steine mit dem Frevler, der den Herrn versucht hat, hinab in die Tiefe. Aber noch im Falle steht er auf einem Steinvorsprung, in den gestickten Mantel gehüllt, seinen Helfer, den Bösen, grinsend stehn, und bevor er zu den

Füßen seiner Baut auf dem Pflaster zerschellt, schlägt das wilde Hohnlachen des Versuchers an sein Ohr. — Seitdem ist an dem Thurm nicht weiter gebaut worden, und heute noch steht er unvollendet da, als Warnung für jedermann, sich nicht vom Versucher mit der Lockung irdischen Glanzes umstricken zu lassen.

Nach einer andern Sage fand Buchsbaum zwar in derselben Weise seinen Tod, er soll aber nicht durch den Teufel, sondern durch seinen Nebenbuhler, Anton Pilgram, aus Kunstneid vom hohen Gerüst herabgestürzt worden sein. Man bringt hiermit ein altes Bilderwerk am Riesenthor des Domes in Verbindung, wo man in der Höhe einen Jüngling sieht, der einen verletzten Fuß auf das Knie zu stützen scheint. Es ist übrigens wunderbar, wie oft dergleichen Ueberlieferungen von boshaften, neidischen Meistern, die ihre kunstgeübten Genossen verfolgen, in den Baugeschichten des Mittelalters sich wiederholen. Aehnliches wird von der Domkirche zu Sanct Veit in Prag, von den Münstern in Strassburg, Köln und Augsburg, von den Kirchen zu Kollin in Böhmen, zu St. Ouen in der Normandie u. a. m. berichtet.

Eine zweite Teufels Sage knüpft sich an die kleine Regelpbahn, welche heute noch auf dem großen Stephansthurm neben der Wächterwohnung unterhalb der Uhr zu sehen ist. Sie berichtet Folgendes: Da die Thürmer von St. Stephan lange Weile hatten, bauten sie neben die Wachtstube eine Regelpbahn hin, um sich damit die Zeit zu vertreiben. Einst gesellte sich ein fremder Bursch zu ihnen, der sprach: „Ich spiele für mein Leben gern und habe nun schon überall gespielt, aber noch in keiner Kirche. Weil ich nun höre, daß ihr hier oben eine Regelpbahn habt, so dünkt es mich lustig, in der Kirche zu spielen und ich will mit euch halten.“ Das waren die Thürmer wohl zufrieden, und der junge Mensch fluchte schrecklich bei jedem Wurf, und je mehr er fluchte, desto glücklicher warf er, so daß er den Thürmern viele Silberstücke abzapfte. Da waren die Thürmer endlich des Spielens und Verlierens überdrüssig und sagten, sie wollten nicht mehr kegeln. Sprach der Gefelle: „Mögt ihr nicht zu mir thun, so wollte ich, der Teufel wäre hier, um mit mir zu spielen. Hallo, Teufel, ich biet dir's an!“ und damit warf er keck die Kugel in die Bahn — und siehe da, es fielen alle neun Regel. Lachend rief jetzt der Schelm: „Nun, Herr Teufel, ist an dir die Reihe! und wenn du mehr wirfst, als ich, so bin ich dein!“ — Da hörten sie es wie Donnerrollen über die Bahn hingehn und sahen plötzlich alle Regel umstürzen. Während sie sich noch entsetzt umschauten nach jemand, der es gethan haben könnte, erscholl ein fürchterliches Lachen und eine schreckliche Stimme rief: „Ich habe zehn!“ — Als die Thürmer sich vom jähen Schreck erholt hatten, siehe! da lag der freche Gesell bei den Regeln und war todt. — Die Thürmer haben seitdem das Kegeln eingestellt, aus Furcht, der Teufel könnte sich wie-

der zum Spiel gefellen. Wenn aber ein Fremder auf der Bahn einen Wurf zu thun begehrt, so muß er sich mit dem Rücken gegen die Regel stellen und die Kugel durch die Beine werfen, um damit anzudeuten, daß ein solches Treiben am heiligen Orte ein verkehrtes sei.

Endlich schließt sich an den Bau des Stephansthurms noch eine dritte Teufels Sage, die merkwürdigerweise mit einer meteorologischen Erscheinung in Zusammenhang gebracht wird, nämlich mit dem bei großen Pläzen nicht ungewöhnlichen und hier noch speciell durch die Lage des Stephansplatzes erklärlichem Umstande, daß bei sonst ruhigem und heiterm Wetter häufig grade dort Wind und Wolken sich versangen. Die Sage erzählt: Zu Wien herrschte große Trauer, weil der wackere Baumeister Georg Hauser, welcher den Bau des Stephansthurmes schon bis auf zwei Drittheile seiner Höhe hinaufgeführt hatte, einem bösen Siechthum erlegen war. Besonders aber klagten alle, die bisher an dem Bau thätig waren, über den Tod ihres braven Meisters, denn sie waren in Sorge, ob Herzog Albrecht III. „mit dem Zopf“ bei der Wahl des Mannes, dem er nunmehr die Fortsetzung des Baues anvertrauen müsse, auch ebensogut berathen sein werde, wie sein Vorgänger, Herzog Rudolph der Stifter. Nur einer nahm nicht Theil an der allgemeinen Trauer, das war der böse Feind; denn er dachte bei sich: wo sollten sie jetzt einen neuen Meister hernehmen, der so geschickt wäre und so fromm wie der frühere, und so wird es mir leicht gelingen, den Fortbau des verhassten Gotteshauses zu hintertreiben. — Um dessen noch gewisser zu sein, erfor er zu seinen Helfershelfern den Wind und den Regen; er ging zu diesen in das Gebirge und verabredete mit ihnen, daß der Regen die Maurer und Steinmeger vom Bau verjagen und den Mörtel zu wässrigem Brei erweichen solle; dann müsse der Wind die haltlose Steinwand erschüttern und zum Versten bringen. Er selbst aber wolle unter den Bauleuten Zwietracht säen und besonders den Sinn des neuen Baumeisters zu bethören suchen. Als nun der Böse mit seinen Bundesgenossen aus dem Gebirge sich auf den Weg nach Wien begab und schon in der Ferne der Stephansdom mit dem unvollendeten Thurm hervortauchte, da erblickten sie vor sich auf demselben Wege einen greisen Reiter in Mantel und Federhut, dem zwei schmucke Diener folgten. — Da kommt von der andern Seite ein Priester mit dem Sacristan des Weges heran. Kaum hat der Böse wahrgenommen, daß der Diener des Herrn das Venerabile in den Händen trägt, so entflieht er und verbirgt sich hinter den Hecken und Gebüsch an der Straße. Indem er nun aber dahinter hervorlugt, sieht er just, wie der Reiter sich vom Pferde schwingt und sich anbetend zur Erde niederwirft, ein Beispiel, dem die beiden Diener eiligst zu folgen sich bemühen. Inzwischen zieht der Priester vorüber, der Reiter schwingt sich wieder in den Sattel und setzt in raschem Laufe seine Reise weiter fort. Bald darauf errei-

chen sie ein kleines Kirchlein, das zwischen dem Gestein der Wege, halbverdeckt von Bäumen, dasteht; vor dessen offener Thür kniet der Reitersmann wieder zur Erde hin, faltet fromm die Hände und hebt zu beten an. Darüber ergrimmt, fragte der Böse einen der Diener, wer denn jener sei, der ein so großes Wohlgefallen am Knien habe? Worauf ihn der verwundert anschaute und sprach: „Ihr kommt wol aus Japan her, da ihr den edeln Herrn Peter von Brachawiz nicht kennt! — Verdrießlich eilte darauf der Böse fort, bis er mit seinen beiden Gefährten bei der Stephanskirche in Wien anlangte. Dort befahl er dem Wind und Regen, seiner bei dem Thurm zu harren und nicht von der Stelle zu weichen, bevor er wiedererscheine. Er selbst aber mischte sich unter die Gesellen und Bauleute, die vor dem Dome standen; und als er hörte, daß sie verzagt und zweifelmüthig meinten, es werde nach Meister Haußers Tode sich kein anderer finden, der es vermöchte, wie er, den Bau weiter fortzuführen, da bestärkte er sie in ihren Zweifeln und suchte durch hingeworfene Worte Argwohn gegen die Einsicht oder den guten Willen der Obrigkeit auszustreuen. Schon fing man an zu murren und untereinander zu hadern, da ertönte ein helles Glöcklein, Ruhe gebietend, und in ihre Mitte trat ein Herr vom Rathe, entfaltete ein Schreiben und sprach: „Ihr Herren und Werkleut am Bau zu Sanct Stephan! Euch allen sei hiermit kund und zu wissen gethan, daß des gnädigsten Herrn Herzogs Albrecht Durchlauchtigkeit einen neuen Meister zur Führung dieses Baues erwählt hat. Derselbe ist ein ehrenfester und geschickter Mann, dessen Herz, in Frömmigkeit entbrannt, nur darnach trachtet, in dieser Kirche ein würdiges Denkmal zum Ruhm und Preis des Herrn zu errichten. Derohalben ist des Herrn Herzogs Wahl vornehmlich auf ihn gefallen, weil er zu Gott verhofft, daß dessen christlicher Sinn euch alle befeelen werde. Es ist der edle Meister Herr Peter von Brachawiz...!“ — Kaum hatte der Böse, welcher unter der Menge stand, dieses vernommen, so wußte er, daß er hier nur Mühe und Zeit vergeuden würde, weil die Hölle nichts ausrichten kann gegen ein wahrhaft gottesfürchtiges Gemüth, und rasch machte er sich davon. In seiner Wuth hatte er den Wind und den Regen ganz vergessen. Diese warteten, wie er sie geheißsen, lange zwischen den aufgethürmten Bausteinen; doch als immer noch kein Teufel kam, da sprachen sie: „Er muß doch hier in der Nähe sein; wir wollen ihm nachspüren und sehen, wo er geblieben sein mag.“ Darauf brausten beide rings um Thurm und Kirche herum und suchten manche Stunde lang nach dem Bösen, ohne ihn zu finden. Nach seinem Gebot bei der Kirche bleibend, fuhren sie viele Tage lang fort, mit wildem Braus und Gusch um die Ecken zu jagen; und da er sich immer und immer noch nicht sehen ließ, so sind sie viele Jahre lang dort geblieben und suchen, wie es heißt, noch bis auf den heutigen Tag den Teufel hinter allen Vorsprüngen und

Pfeilern der Stephanskirche. Daher kommt es auch, daß selbst bei dem schönsten Wetter im ganzen Lande doch auf dem Stephansplatz, zum Verdruß der Wiener, entweder Wind oder Regen, oder auch beide vereint zu toben pflegen.

Ganz in der Nähe des Stephansdomes befindet sich ein sonderbares, uraltes Wahrzeichen der Stadt Wien, dessen Entstehung und erste Bestimmung in geheimnißvolles Dunkel gehüllt ist. In der nach dem Stephansplatz gekehrten Front des Hauses Nr. 1080 befindet sich eine Vertiefung, innerhalb welcher man einen verdorrten, mit Tausenden von Nägeln beschlagenen Baumstamm erblickt, der durch ein starkes eisernes Band und davorgehängtes Schloß an das genannte Haus befestigt ist. Das ist der berühmte „Stock im Eisen“, und das Schloß, welches dem Volksglauben nach bisher noch niemand, auch der kunstgeübteste Schlosser nicht zu öffnen vermocht, ist der erste Gegenstand, den jeder nach Wien kommende Schlossergeselle in Augenschein nimmt. Die älteste Tradition berichtet, dieser Baumstamm rühre noch aus der Zeit Leopold des Heiligen, des Babenbergers, her, und sei zum Andenken daran stehen geblieben, daß diese Gegend einst ein wilder Wald gewesen, wo der genannte Herzog um 1106 sich ein Jagdschloß erbaut habe. Eine Kapelle in dem nahe gelegenen fürstlich esterhazyischen Palast, welche dem heiligen Leopold geweiht ist, trägt noch heute eine alte lateinische Inschrift, durch die jene Tradition theilweise bestätigt zu werden scheint. Damit ist freilich noch nicht erklärt, welche Bewandniß es mit den überall hineingeschlagenen Nägeln, ferner mit dem eisernen Band und mit dem geheimnißvollen Schloß habe. Im Munde des Volkes lebt hierüber folgende Teufelsage.

Ein armer Schlosserjunge der Stadt Wien hatte sich eines Abends in der Umgegend verspätet, und als er nach Sonnenuntergang endlich das Thor erreichte, fand er es bereits geschlossen. Da er nun keinen Heller in der Tasche hatte, um sich Einlaß zu verschaffen, und bei längerem Ausbleiben Züchtigung fürchtete, schwor er laut seine Seele dem Bösen, wenn er ihn aus dieser Noth erretten wolle. Da stand in der Dämmerung plötzlich ein altes rothgekleidetes Männlein neben ihm und erklärte sich bereit, den Sperrpfennig für ihn zu zahlen, wenn er das Versprechen, dem Teufel seine Seele zu überlassen, wiederholen wolle. Der Junge that dies, fügte jedoch die Bedingung hinzu, daß er dem Teufel nur dann ein Recht auf seine Seele einräume, wenn er jemals eine Sonntagsmesse versäumen sollte. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Junge gelangte noch glücklich in das Bett, bevor sein Meister aus dem Weinhause zurückgekehrt war. — Am andern Tage kam das rothe Männlein zum Meister des Jungen, erzählte ihm, daß er im nahen wiener Walde eine Eiche gekauft habe, und dieselbe so bezeichnen wolle, daß niemand das Zeichen fortnehmen oder an einem andern Baum nachmachen könne. Er bestellte deshalb einen Eisenring für den Baum und daran ein

so künstliches Schloß, daß es keine menschliche Hand mehr öffnen könne. — Meister und Gesellen wagten es nicht, eine so schwierige und kunstvolle Arbeit zu übernehmen; der Lehrjunge aber, pochend auf den heimlichen Beistand des Bösen, erbot sich, ein solches Schloß anzufertigen und brachte es nach kurzer Zeit auch wirklich zu Stande. — Der Meister war mit der geschickten Arbeit seines Lehrjungen höchlich zufrieden, und nachdem dieser Band und Schloß an den Baum gelegt hatte, und niemand letzteres zu öffnen vermochte, wurde er von seinem Meister zum Gesellen losgesprochen. Das rothe Männlein aber nahm den Schlüssel des Kunstschlosses mit sich fort. — Der neue Geselle ging nun auf Reisen und kam auch nach der kunstreichen Stadt Nürnberg, wo er so übernatürliche Proben von Kunstfertigkeit an den Tag legte, daß der erschreckte nürnberger Meister Böses ahnte und, um nicht in Verdacht einer übernatürlichen Verbindung zu gerathen, ihn alsbald entließ. — Als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, fand er den Rath der Stadt grade in großer Aufregung und Entrüstung darüber, daß der fremde rothe Mann, welcher den Schlüssel zu jenem Schlosse mit sich genommen, nicht mehr zurückkehren zu wollen scheine. Man war der Meinung, er habe der Stadt einen Hohn und Spott damit anthun wollen, daß er ihr für ewige Zeiten ein Schloß zurückgelassen, welches niemand zu öffnen im Stande sei. Der Rath der Stadt hatte daher durch ein offenes Ausbieten an alle Schlossergesellen demjenigen unter ihnen, der einen zu dem Kunstschloß passenden Schlüssel anfertigen würde, das Meisterrecht verheißen. Da es nun bisher niemand gelungen war, die Aufgabe zu lösen, so waren die beleidigten und erzürnten Rätthe der Stadt herzlich froh, als der Verfertiger des Schlosses selbst in die Heimath zurückkehrte und sich bereit erklärte, ihnen den verlangten Schlüssel zu machen. Er ging auch alsbald an die Arbeit. Da jedoch dem rothen Manne keineswegs mit der Herstellung eines solchen Schlüssels gedient war, schlich er unsichtbar in die Werkstatt, und während der Schlosser im Feuer den Schlüssel glühte, um ihn zu schweißen, drehte er schnell den Schlüsselbart herum. Der Schlosser merkte bald den Streich und von wem er ausginge; um daher den Teufel zu überlisten, schob er den Schlüssel mit verkehrtem Bart in den Ofen hinein; und als nun das rothe Männlein ihn wieder umkehrte, kam der Bart grade richtig zu stehn. — Als der Schlüssel fertig war, ging der ganze Rath mit dem Schlosser zur Eiche hinaus und war Zeuge, wie dieser wirklich das geheimnißvolle Schloß mit dem Schlüssel öffnete. Dem Versprechen gemäß ward nun der kunstfertige Geselle sogleich an Ort und Stelle zum Meister und Bürger von Wien gemacht, wobei er selbst zum ewigen Andenken einen großen Nagel in den Baumstamm schlug. Nachdem er hierauf das Schloß wieder zugesperret hatte, wurde er unter klingendem Spiel nach Hause geleitet, und als er hierbei springend und singend den kostbaren Schlüssel in die Höhe

warf, fiel derselbe, zum großen Erstaunen aller Anwesenden nicht wieder auf die Erde herab. — Indessen breitete sich der Ruf von der großen Geschicklichkeit des jungen Schlossermeisters mehr und mehr aus, und so wurde er denn bald einer der gesuchtesten, reichsten und angesehensten Bürger von Wien. Oft und bitter bereute er nun den Leichtfinn seiner Jugend; er hoffte aber durch die hinzugefügte Bedingung seine Seele noch zu retten, und hütete sich daher sorgfältig, Sonntags die heilige Messe zu versäumen. — Der Böse war jedoch nicht Willens, seine Beute gutwillig fahren zu lassen, und legte ihm daher vielerlei Fallstricke. Er verwickelte ihn nach und nach in sündliche Neigungen zum Spiel und zu einem wüsten Leben, und als der Meister eines Sonntags in lustiger Gesellschaft im Keller „zum feineren Kleeblatt“ unter den „Luchlauben“ in Saus und Braus frühstückte, versäumte er die Stunde des Gottesdienstes. Als die Uhr von Sanct Stephan Zwölf schlug, taumelte der Trunkene erschreckt auf. Das rothe Männlein aber blickte ihm hohnlachend über die Schulter. In zitternder Hast ergriff der Meister Hut und Stock, und eilte mit schwankenden Schritten nach der Kirche; doch an seiner Seite ging, nur ihm sichtbar, das rothe Männlein und wurde bei jedem Schritte größer und furchtbarer. Keuchend erreichte der Geängstete endlich das Riesenthor des Stephansdomes; bevor er aber noch die Schwelle überschreiten konnte, hatte der Priester schon das *Ite, missa est* gesprochen. Da faßte das zum Riesen gewordene rothe Männlein den Schlosser und flog heulend mit ihm durch die Luft. — Seitdem ist das geheimnißvolle Schloß nicht mehr geöffnet worden. Jeder Schlossergesell aber, der dieses Wahrzeichen Wiens sah, schlug einen Nagel in den Baum, indem er dabei gelobte, niemals unter solchen Bedingungen ein unauflösliches Schloß zu machen. Jetzt kann keiner mehr diesen Schwur durch Einschlagen eines Nagels bekräftigen, denn der Stamm ist so mit Nägeln überdeckt, daß auch für den kleinsten kein Raum mehr vorhanden ist.

Wenden wir uns nach einem andern Hauptplatze von Wien, nach der Freieung. Dieser Name stammt noch aus dem Jahre 1158. Damals stiftete Herzog Heinrich Jasomirgott (ja, so mir Gott!) von Babenberg die heute noch bestehende Schottenabtei, und verließ ihr neben vielen andern Gerechtigkeiten und Privilegien auch das Asylrecht. Wer sich irgend eines Verbrechens wegen auf das Gebiet des Klosters rettete, der sollte Freieung genießen, und niemand Hand an ihn legen oder ihn mit Gewalt hinwegnehmen dürfen. In dem innern Klosterhofe zeigte man noch vor kurzem die Spuren eines gewaltigen Kampfes, verschobene Mauerstücke, eingedrückte Eisengitter, halb umgestürzte Gießeiler und dergleichen, die mit frommer Scheu betrachtet wurden. Die Erklärung dieser Gefühle gibt folgende Teufelsage.

Der Junker Benedict lebte hier in der Gegend vom Stegreif auf den

Straßen. Er überfiel und beraubte die vorüberziehenden Kaufleute, die benachbarten Schlösser und Bauernhöfe, schleppte die Beute auf sein Felsen- schloß, und präste dort mit seinen Kumpanen auf die gottloseste Weise. Alle Klagen verhöhnte, alle Drohungen verlachte er, und auch als der Kaiser, von den lauten Beschwerden gedrängt, ihn in die Reichsacht erklärte, ja selbst der Papst wegen Kirchenraub und Klosterschändung den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, kümmerte es ihn gar wenig. In so wilдем Treiben verlebte er viele Jahre. Doch als ihm Haar und Bart allmählig grau zu werden begannen und er das Alter herannahen fühlte, nahm in seinem Herzen mehr und mehr eine Unruhe überhand, die ihn zwang, wider Willen in die Vergangenheit zu blicken. So hielt ihm sein Gewissen nach und nach sein ganzes Sündenregister vor, und in seiner verhärteten Brust erwachte plötzlich die Reue. Da verließ er denn heimlich die Schar seiner Genossen und wanderte, von innerer Haft getrieben, hinaus, um ein Asyl zu suchen, wo er durch Beten und Kasteien sein vergangenes Leben abbüßen könne. Wol klopfte der einst so wilbe Junker jetzt demüthig an manche Klosterpforte und bat, ihn als büßenden Laienbruder aufzunehmen, aber die Mönche erfasste ein Grauen, wenn sie den wohlbekannten riesigen Ritter erblickten, und sie weigerten sich überall, den mit dem Bannfluch Belegten, im Reich Geächteten bei sich aufzunehmen. So stand er denn auch endlich vor dem Kloster zu den Schotten, und als seinem Gesuch als demuthsvoller Büsser mit dem Abt zu sprechen, willfahrt worden, sank er ihm mit heißen Thränen zu Füßen, klagte ihm seine Gewissensangst und flehte ihn an, in dem Kloster, das ja als Haus der Freiheit bekannt sei, auch ihn von weltlicher und ewiger Strafe Befreiung finden zu lassen. — Der Anblick des Gefürchteten setzte den Abt zwar anfangs in Schrecken, doch rührte die Zerknirschung eines solchen Mannes ihn um so tiefer, und er sprach: „Ich kann dir nicht wehren, von dem Asylrecht unsres Hauses Gebrauch zu machen. Willst du aber als Laienbruder bei uns aufgenommen sein, so mußt du zeigen, daß es dir mit deiner Reue und Demuth Ernst ist; darum sollst du, der du als Herr und Ritter so schlecht gehaust hast, bei uns der letzte Knecht sein, am Tage das Holz im Hofe spalten, und Nachts unser Wächter sein.“ — Darüber war der Junker Benedict hocheifrig und fügte sich willig dem Befehl des Abtes. Seit der Stunde lebte der büßfertige Sünder dort ganz als Klosterknecht und bewährte sein aufrichtiges Bestreben, sich der Gewalt des Bösen zu entringen. Man hieß ihn nur „Knecht Benedict“, und Viele kamen herbei, um scheu aus der Ferne den einst so furchtbaren Raubritter in seiner freiwilligen Erniedrigung zu sehen. — Einst lag im Kloster alles in tiefem Schlaf; nur Benedict wandelte noch an seinem Wächterstabe durch die Gänge des Klosters. Als er eben durch den innern Hof schritt, schlug es Mitternacht. Da heulte plötzlich ein wilder Sturmwind

durch die Luft, und vor dem demüthigen Büsser stand der Höllenfürst, schwarz und grauerregend; der sprach zu ihm: „Wie magst du nur so schwach und thöricht sein, dir freiwillig einen so erniedrigenden Dienst aufzubürden und dich zu deinem eingebildeten Seelenheil so nutzlos zu quälen! Alter Knabe, du bist mir ja doch wegen deiner Missethaten längst verfallen. Darum laß jetzt die schönö Buße und genieße noch den Rest des Lebens; ich will ihn dir verfüßen durch schöne Weiber und fröhliche Gelage und jede Lust, die dein Herz begehrt. Komm, folge mir!“ — Benedict aber entgegnete: „Mich lockst du nicht mehr mit den Freuden dieser Welt; ich habe ihnen für immer entsagt, und will fortan nur Gott gehören. Darum laß ab, mich in meinem Beruf zu stören, und hebe dich weg von mir!“ — „Hoho, rief darauf der Böse, glaubst du, der Satan werde eine ihm zugehörige Seele so leicht wieder fahren lassen? Mir entgehst du nicht so schnell. Um zu beweisen, daß du wirklich dich meiner Gewalt entzogen hast, mußt du erst mit mir ringen und mich im Kampf besiegen! Auf, komm heran!“ — So rief der Teufel höhnißch, denn er glaubte den alten Ritter schon hinfällig und entkräftet. Als dieser aber hörte, daß ihm ein Kampf angeboten wurde, durchzuckte ihn wieder das alte Feuer, seine Sehnen strafften sich unwillkürlich, und er stürzte grimmig auf den schlimmen Gast los. Sie packten sich und rangen miteinander in allen Ecken des Klosterhofes herum. Die Mönche in ihren Zellen hörten mit Grausen da draußen ein seltsames Keuchen, Schnauben und Brüllen; aber, von Furcht ergriffen, wagte es keiner, hinauszugehen, um nach der Ursache des seltsamen Getöses zu forschen. So rangen sie wol eine Stunde lang und preßten sich gegenseitig an die Gitter, Pfeiler und Mauern, und doch wollte es keinem gelingen, über den andern Meister zu werden. Da raffte endlich Knecht Benedict mit einem frommen Seufzer zu Gott alle seine Kraft zusammen, hob den Teufel in die Höhe und schleuderte ihn so gewaltig zu Boden, daß ihm alle Glieder krachten. Darüber war der Böse so erschrocken, daß er sogleich entfloß und fortan den frommen Knecht Benedict unangefochten ließ. Dieser blieb als reumüthiger Büsser bis an sein Lebensende in dem Schottenkloster, wo man noch lange Zeit die Spuren jenes furchtbaren nächtlichen Kampfes deutlich sehen und sich an den Zeichen der Niederlage des Teufels erbauen konnte.

Unweit Wien, bei dem Dorfe Weidling, erblickt man am Wege eine große Steinsäule mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes. Dieses Denkmal ist unter dem Namen „das Gablerkreuz“ allgemein bekannt. Auf der Rückseite der Säule ist folgende Inschrift eingehauen.

O. A. M. D. G.

„Ach Christenmensch hör an was ich dir wil sagen  
so sich allhie vor Zeiten hat zugetragen,  
in diese Bildnus wart gottsefterlich geschlagen

durch trunkenen Böhewicht, daraus geflossen sodan rosenfarbnes Blut,  
wie solches wahre Ausfag bezeugen thut.  
Auf das hernach der Orten in Lüften  
von Teufel Einer zerrissen in Stücken.  
Solches ist geschehen um das 1562. Jahr  
als die lutherische Ketzerei gemein war."

Vorn, unter dem Kreuzbild, sieht man ein doppeltes Wappenschild mit der Aufschrift: „S. Durchl. Maximilian Heinrich, Churfürst zu Cöln Anno 1672 die Bildniß lassen erhöhen.“

Aus den oben angeführten Versen ersieht man, daß es sich hier wieder um eine Teufelsfage handelt; dieselbe berichtet Folgendes:

In einem kleinen Häuschen des Dorfes Weidling lebte um das Jahr 1562 ein weib- und kinderloser Weinhauer von rohen Sitten und bösem Lebenswandel, Namens Hans Gabler. Da er immer beim Weinkrüge saß, statt seinen Nebengarten zu bebauen, so machte er auch in den besten Jahren eine schlechte Fehung, und seine Vermögensumstände geriethen dergestalt in Verfall, daß er Gaben und Steuern schuldig blieb und mit dem Verkauf seiner Habe bedroht war. Man sagte, daß er sich heimlich der lutherischen Ketzerei ergeben habe, also den wahren Gott verleugne und nur einem sündigen Wohlleben fröhne. An der Stelle der heutigen Steinsäule stand damals ein hölzernes Christusbild, „das schwarze Kreuz“ genannt. Als Gabler eines Tages berauscht daran vorüberging und sein Blick auf das heilige Bild fiel, stieß er greuliche Flüche und Verwünschungen dagegen aus, so daß die Vorübergehenden erschreckt stehen blieben, um den Frevler von so gottlosem Beginnen abzuhalten. Die an ihn gerichteten Mahnungen machten aber den Trunkenen immer wilder, bis er endlich seine Gartenart erhob und in das Bildniß des Gekreuzigten hineinschlug, indem er ausrief: „Wenn du das fühlst, so möge mich der Teufel holen!“ — In der Bestürzung über diese gottelasterliche That waren die Umstehenden betend auf die Knie gesunken; als sie aber die Blicke zu dem gemißhandelten Kreuzbilde wieder erhoben, siehe! da quoll hellrothes Blut aus der eben geschlagenen Wunde hervor. Als auch Gabler dies wahrte, ergriff ihn Gewissensangst und er begann zu fliehen. Da aber erschien der Teufel, den er herbeigerufen hatte, packte den Uebelthäter auf dem Wege, hob ihn in die Luft, zerriß ihn in Stücke und schleuderte ihn in die nahe gelegene Bergschlucht. Seinen zerschmetterten Körper fand man später zwischen dem scharfen Gestein. Aus dieser Sage erklärt man es, daß in Niederösterreich das Volk den Weinmischwachs noch heute den „Gabler“ nennt, während andere freilich diese Bezeichnung daraus herleiten, daß in einem vernachlässigten, übel gehauenen Weingarten die Reben sich in zweizackige Gabeln ausspalten.

In Pater Mathias Fuhrmanns (des h. Pauli ersten Einsiedlers östreichischer Provinz Ordens-Priesters) „Alt- und Neues Wien 2c. . . Wien, 1738.“ finden sich zwei wiener Teufelsagen mit folgenden Worten erzählt:

„Auf dieses Jahr (1348) fallet auch ein derjenige erschrockliche Casus in Wien, dergleichen die Welt wenig, oder gar nicht erlebet, dessen Gedächtnuß, sonderlich aber die von daher diesen Tag noch übrige Wahrzeichen bey dem Ansehen einem das Herz zitteren und die Haare gen Berge steigen machen. Nemlich die im Minoritenkloster bekannten 2 Wunderlöcher in den Mäuern, welche der Sathan zum ewigen Andenken hinter sich gelassen, als er in diesem Jahr einen verstorbenen und bereits daselbst begrabenen unwürdigen Communicanten mit sich davon geführet. Diese Geschichte ist in Saecula Quinto der hiesigen P. P. Minoriten bey A. R. P. Matthaео in Latein zu lesen. Und solcher Erzählung ganz gleichförmig, ist im Creutz-Gang nächst der Clostertpforten auf der Mauer in Fresko hiervon das Gemählde zu sehen, und im Teutschen folgendes zu lesen:

„Renovirte Abbildung eines unwürdigen Communicanten. Es ist mit allen Schrifften bewiesen und bezeuget, daß einer aus Verachtung des Gebotts der Christlichen Kirchen, in einem Tag das Hochwürdige Sacrament, welches er 7 Jahr zu empfangen unterlassen, 7 mal genohmen. Darauf er alsobald mit gähen Tod verschieden, und sein Leib an diesem Ort begraben worden, welchen folgende Nacht der Teuffel, als er den Sacristan gerufft, nach aufgethanen Grab herausgerissen und zerschmettert, aus welches Mund 7 Hostien gefallen, den Leib mit sich hinweg geführet, und zu einen Zeichen das Loch, so in dieser Mauer zu sehen ist, verlassen. — Nun gedenk, O Mensch! siehe! und gehe fort. Anno 1348. dessen Antiquität ist in dieser Kirchen zu sehen.““

Auf dem besagten Freskogemälde selbst sah man den behaarten, mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß versehenen Teufel, wie er einen nackten Leichnam davonschleppte; aus dem Munde des herabhängenden Kopfes fielen 7 Oblaten in einen darunterstehenden Kelch. Der Sacristan, mit der Kerze in der Hand, sah dieser erbaulichen Execution ruhig zu. Pater Fuhrmann fügt dieser Inschrift noch folgende Erklärung hinzu:

„Dieweil aber zwey Löcher daselbst vor Händen, so meldet diese Inschrift nur von demjenigen, so sich nächst diesem Freskogemälde innerhalb der Porten, an der Clostermauer befindet, welches aber nicht durch und durch gehet. Das andere Loch befindet sich gegen über an der Kirchmauer durch und durch, ist in der Kirchen mit der schmerzhaften Mutter Gottes neuen Altar: und im Creuzgang am Winkel eines Pfeilers, nächst dem Epitaphio Domini Balthazaris Hauser, und demjenigen, so anfängt: Siste viator: Hic tacet e

linguis linguarum quinque Magister etc. mit einem Bild bedeckt. Unweit davon ist oberhalb der Kirchenthür, in Kreuzgang hinein, eben diese Geschichte, dem Gemählde nächst der Porten gleich, abcopirt, zu sehen, dessen Aufschrift aber, so gar glaublich mit der vorigen fast einerley, hat man Alters halber von unten hinauf nicht lesen können. Dieses allein ist auf einem unten daran gehafften neuen Täftele gar leslich:

„Diese Antiquität und entsefliche Geschichte, welche sich mit einem so unwürdig in diesem Gotteshaus des Heil. Sacrament des Altars empfangen, zugetragen, ist in dem Kreuzgang des Closters klärer abzunehmen.“

„Diese Tartarische (höllische) Sathanslöcher anbetreffend, so ist wol gar gewiß, daß sie beyde von dieser Geschichte herrühren, und mit nichten weder eines noch das andere mit Fleiß, einem die Augen zu blenden, also formiret worden, wie doch einige fälschlich glauben, und es also aussprengen. Außer Zweifel ward der Todte, als ein vermögliche Person, so anderweitiger Erzählung nach, ein Beck (Bäcker) soll gewesen seyn, in der Kirche begraben, von dannen ihn der Teuffel durch die Kirchmauer hinaus geführt nach den Kreuzgang, und gleich gegen über an die Clostermauer mit grosser Gewalt an- aber nicht durchgefahret; mithin beyde Denkzeichen auf einmal und zugleich da verlassen worden. Man hat vor mehr Jahren, in Gegenwart der Closters Obrigkeit, und einiger Conventualen im Loch der Kirchenmauer, etwas einer fleischigen Masse gleiches, vest an die schwarzen Steine anklebendes, gefunden, welches, als man es auf die Blut gethan, einen unleydlichen Gestank von sich gegeben.“

Sehr charakteristisch für die Zeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ist jedenfalls der Ton des Autors, in welchem er durch die genauesten Einzelheiten die Wahrheit seiner Erzählung zu bekräftigen sucht. Er theilt noch zwei andere Geschichten mit, und zwar unter den Jahren 1549 und 1570; in ihrer Uebereinstimmung liegt vielleicht eine Erklärung dafür, daß die zweite zu einer Teufels- sage geworden ist. Ich gebe daher den Wortlaut beider historischen Notizen.

„Anno 1549 geschah in Wien ein erschrockliche That, da nemlich, als in der Octav Corporis Christi das hochwürdige Gut von St. Stephan aus über den Graben in hochfeyerlicher Procession getragen wurde, ein Kezerischer Beckenjunge (Bäckerjunge) Johannes Hayn, aus Frankenland gebürtig, Gottsvergessener Weise auf ermelbten Graben dem Priester die Monstranzen aus den Händen gerissen, zur Erden geworffen, und das Höchste Heiligthum zertrümmert. Es wurde aber alsogleich dieser Uebelthäter aus gerechten Eysen der Gottesforcht, von unserm König Ferdinando zu einem schmerzhaften Todt verdammet, und den jenigen Ort, wo das Heiligthum zur Erden gelegen, hat eben dieser fromme Fürst, damit der Platz nicht mehr betreten und verunrei-

niget werden konnte, verschließen, und die nach dato daselbst stehende Säulen mit einer Monstranz, zum grünen Kranz genannt, zu steter Gedächtnuß aufrichten lassen. Wo annebst Lateinisch und folgendes gleich lautend im Deutschen in Stein gehauen zu lesen:

„Anno Domini 1549. am achten des heiligen Frohnleichnamstag, ist durch einen gottlosen Menschen einem Priester in der Procession das Hochwürdige Sacrament unversehens aus den Händen gerissen, und an diesen Ort mit erschrocklicher Gotteslästerung auf das Erdreich geworffen worden, um welche grausame That ihme Zungen und Hand abgehauen, folgendes zu der Richtstatt geschlaiff, und daselbst lebendig verbrannt worden. Dis ist andern zur Warnung diese Gedächtnuß hier her gesetzt.

Die zweite, sich hieran anschließende Mittheilung des Pater Fuhrmann lautet folgendermaßen:

„Anno 1570. am Tag des zarten Fronleichnamß unsers HErrn Jesu Christi, ist ain Beckenjunger Conrad Haußler genannt aus Württenberger Land gebürtig, nachdem er das Hochheyligste Sacrament, so in der Procession herum getragen worden, ergerlich gelästert, durch den laidigen Teuffel von der Erd erhoben, weit herum geführt, und biß in den necht diesen Stain über stehenden Nußpaumb, getragen und darein niedergelassen, hernach aber biß auf die Erd gefallen, und halb todt und sprachloß gefunden worden. Aller-massen solches, die bey dieser Aussag im Stadtbuch allhier den achten Augusti Anno 1598. verzeichnet mit mehrern ausweist, zu welches Wundergedächtnuß dieser Stain durch ainen Ehr: Rath aufzurichten bevolchen worden den 30 Jenner Anno 1624.“

„Also ist diese Historie von Wort zu Wort im hiesigen Burgerspital, linker Hands von denen P. P. Augustinern hinein, in einen kleinen Höfl an der Mauer, in rothen Marmorstein gehauen zu lesen, wo gleich gegen über dato noch ein junger Nußbaum stehet.“

Pater Fuhrmann gibt zu dieser Erzählung auch ein Bild, auf welchem unten die Procession und darüber in der Luft der Teufel zu sehen ist, wie er einen Zungen bei den Haaren emporhebt. — Die Vermuthung liegt nahe, daß man bei Wiederholung dieser Gotteslästerung die Androhung der weltlichen Strafe nicht für ausreichend erachtete, und daher noch das Entsetzen vor dem unmittelbaren Eingreifen des bösen Feindes als Abschreckungsmittel hinzugesügt haben mag.

Auch in andern östreichischen Städten finden sich hier und da noch alte Denkmäler vor, an welche der Volksglaube Teufelsagen knüpft, aber sie sind nirgend so auffallend zahlreich, als grade in Wien. Selbst das alterthümliche, bigotte und sagenreiche Prag, welches der jezigen Generation so viele wunderbare Ueberlieferungen aus grauer Vorzeit aufbewahrt hat, zählt darunter, meines Grenzboten. III. 1856.

Wissens, nur drei, in denen der Teufel persönlich auftritt. Während aber in den eben mitgetheilten wiener Sagen der Teufel sechsmal seine Beute glücklich erwischt und nur zweimal mit leeren Händen ausgeht, ist er in Prag alle dreimal der Betrogene oder schmälig Ueberwundene. Hiernach wäre es sehr natürlich, daß der Teufel in Wien, wo er so günstigen Boden fand, sich mehr als anderswo zu schaffen machte. Den Inhalt der drei prager Teufelsagen will ich bei dieser Gelegenheit kurz mittheilen.

Unter den 28 Statuen von Heiligen, welche die große Moldaubrücke in Prag schmücken, befinden sich auch die des h. Prokopius und des h. Antonius. Das Piedestal jeder von beiden zeigt in einem Relief den Teufel in einer beschämenden Situation mit dem Heiligen. Unter dem h. Prokopius sieht man diesen hinter der Pflugschar abgebildet, vorn aber den Teufel eingespannt, wie er — ein Seitenstück zum Pegasus im Joche — mit seinen Fledermausflügeln sich vergebens abmüht, das ganze Geräth in die Luft zu entführen. Unfern des Augeyder Thores, in einer Felsenpartie, die am Abhang der Moldau sich bis zum Dorfe Radlitz hinzieht, befindet sich eine Schlucht, welche noch heute das „Prokopiloch“ heißt. Auf einer in den Stein gehauenen engen Treppe gelangt man durch eine finstere Oeffnung mühsam in das Innere einer tiefen Höhle, wo der Sage nach einst der Teufel mit einer Schaar von bösen Geistern hauste. Der h. Prokopius erwählte sich grade diese Höhle zu seiner Einsiedelei, und vertrieb nicht nur die Höllengeister daraus, sondern spannte den Bösen selbst vor einen Pflug und zwang ihn, den felsigen Boden umher zu ackern, so daß dieser in fruchttragendes Land verwandelt wurde. — Unter der Bildsäule des h. Antonius sieht man den Heiligen in brünstigem Gebet abgebildet, und neben ihm den Teufel in Frauenkleidern, grimmig heulend. Die Sage erzählt, S. Antonius habe einst an einem geistlichen Werke eifrig geschrieben. Der Teufel, der ihn in dieser ihm so gefährlichen Arbeit unterbrechen und seine Gedanken auf das Irdische ablenken wollte, sei deshalb in Gestalt einer reizenden Dame bei ihm eingetreten, und habe ihn um eine Unterredung ersucht. Der Heilige erklärte, daß er dazu bereit sei, aber erst die Seite zu Ende schreiben wolle, und da das Licht schon bis auf ein Stümpfchen herabgebrannt war, so ersuchte er seinen Gast, es mit den Fingern zu halten und ihm zu leuchten. Fromme Betrachtungen rissen den Heiligen längere Zeit fort; unterdessen brannte das Licht der Dame in die Haut, und ihr furchtbares Schmerzgebrüll verrieth dem h. Antonius den in der Frauengestalt verborgenen Erbfeind, worauf er ihn durch einen heiligen Spruch in die Flucht jagte. — Endlich zeigt man noch in der Peters-Paulskirche auf dem Wischegrad drei Bruchstücke einer schönen Marmorsäule, die offenbar niemals zu der Kirche gehört hat. Ein Priester dieser Kirche, berichtet die Sage, der mit dem Teufel im Bunde stand, hatte ihm seine Seele

nur unter der Bedingung verschrieben, daß während der Zeit, in welcher er selbst die Messe lese, der Teufel eine Säule aus der Marienkirche zu Rom bis zur Peter-Paulskirche in Prag bringen müsse. Trotz aller Mühe und Eile kam der Teufel doch erst nach dem Schluß der Messe mit der Säule an; und als er sich von der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen überzeugt hatte, gerieth er darüber so in Zorn, daß er die Säule durch Dach und Gewölbe mitten in die Kirche schleuderte, wobei sie in drei Stücke zerbrach. Zum Beweise für die Wahrheit dieser Erzählung liegen die Bruchstücke der fremdartigen Säule noch jetzt an demselben Ort.

Diese Mittheilungen mögen mit der Erinnerung an eine geschichtliche Thatsache schließen, die geeignet gewesen wäre, den Teufelsglauben im Volke nicht wenig zu erschüttern, wenn sie damals mehr in das Publicum gedrungen wäre; man fand aber für gut, ihre Verbreitung möglichst zu hintertreiben. August der Starke war es, der in einer jener rücksichtslosen Aufwallungen seiner kräftigen Natur dem Teufelspud so hart auf den Leib rückte.

Wer sich in der wiener Hofburg umherführen läßt, mit dem bleibt der Kastellan an einem Fenster der alten Burg stehen und deutet hinab auf eine Stelle im Burggraben hinter der Burgkapelle, da wo die Hofbibliothek beginnt. Er erzählt dabei folgende Anekdote. Zur Zeit Kaiser Leopolds I. war der Glaube allgemein verbreitet, daß der Teufel oder doch irgend ein böser Geist zuweilen in verschiedenen Theilen der kaiserlichen Burg umgehe. Gewöhnlich erschien er als ein langer, hagerer, schwarzer Mann mit einem rothen Mantel auf den Schultern, und von dessen Barett eine Hahnenfeder herabnickte. Zuweilen erschreckte er die Leute, die ihn betrachten wollten, auf fürchterliche Weise, oder stürzte sie wol gar eine Treppe hinab; immer aber passirte dem, der ihn gesehen hatte, irgend ein Unglück. Daher pflegte jeder, der ihn kommen sah, sich eiligst zurückzuziehen; die Schildwachen aber kehrten das Gesicht nach der Wand und ließen ihn schweigend passiren. — Nun war Friedrich August, nachheriger Kurfürst von Sachsen und König von Polen, im Jahr 1702 als junger, aufblühender Prinz zum Besuch in der Hofburg. Er stand in brüderlicher Freundschaft mit dem Erzherzog Joseph, dem späteren Kaiser Joseph I. und schlief mit ihm in demselben Zimmer. Beide Prinzen kannten das Gerücht von dem umgehenden Teufel; und als sie einmal Nachts, im Bette liegend, sich noch spät im Dunkeln unterhalten hatten, siehe, da öffnete sich geräuschlos die Thür; mit unhörbaren Schritten trat der böse Geist herein, so weit der Mondschein erkennen ließ, ganz so, wie man ihn beschrieben hatte, und wendete sich nach der gegenüberliegenden Thür, die nach einem Theile des Schlosses führte, in welchem die Prinzessinnen und ihre Damen wohnten. Der Erzherzog wollte das Gesicht nach der Wand kehren und winkte eben Friedrich August zu, ein Gleiches zu thun, als dieser, der selbst den Teufel nicht fürch-